

Dr. Joachim Kleine

Elfriede. Letzte Worte an die „Steyerin“

Sehr geehrte Trauergäste! Lieber Karl-Heinz Pauksch, lieber Nils!
Liebe Brigitta, liebe Eva! Sehr geehrte Frau Balster!
Liebe Freunde und Genossen!

Lasst uns Abschied nehmen von Elfriede Steyer!

Am 19. Mai ereilte sie am Atlantik, an der Küste der Algarve, der Tod, wohl ohne dass sie sich noch bewusst werden konnte, was da fern der Heimat mit ihr geschah. Still, wie sie zuletzt gelebt hatte, ist sie davon gegangen, ohne ein andres Zeichen zu hinterlassen als Erinnerungen an sie, Erinnerungen, die wohl einen jeden von uns schmerzlich berührten, als ihm ihr Nimmerwieder zur Gewissheit wurde.

Eben war sie uns noch ganz nah gewesen, hatte mit uns am Tisch gesessen, uns mit der Frische Ihres Antlitzes, mit ihrer Sorgfalt, sich zu kleiden, mit ihrem munteren Erzählen und beherzten Ausschreiten im Park von Hoppenrade – fünf Tage vor ihrem Ende – lebhaft bewunderung entlockt. Die fast 90 Jahre ihres Erdenwandels waren ihr nicht anzusehen gewesen, und auf das „Ach, wie bald ...“ deutete nichts hin.

Doch so ist es und wird es bleiben: Man weiß um die Zeit, doch kennt nicht die Stunde. Und gut, dass dem so ist. Es liegt etwas Tröstliches darin: Je plötzlicher der Tod seinen Schlusstrich zieht, desto weniger gibt er dem Betroffenen Grund, ein hoffnungslos langes, womöglich schmerz erfülltes Erlöschen zu befürchten. Ward einem zudem das Glück zuteil, bis zum letzten Atemzug, noch rege Anteil nehmend am Geschehen, ein so hohes Alter zu erklimmen, wie es Dir, liebe Elfriede, beschieden war, so dürfen wir Hinterbliebenen getrost eines erfüllten Lebens gedenken, ohne über sein unverhofftes Ende die Fassung zu verlieren.

Ein rundes halbes Jahr ist es her, da besuchte ich Dich noch einmal in Deiner hübschen kleinen Wohnung am Hückelhovener Ring. Wir gedachten Bernds, Deines Sohnes, den Du soeben hattest begraben müssen. Es wurde ein ernstes Gespräch, ernster als meist, wenn wir zusammen saßen; der Anlass gebot es, und ich bemerkte mit Respekt die Gefasstheit, mit der Du von Bernd, Deinem Einzigem sprachst. Er hatte Deinem Herzen nah' gestanden, gerade weil er nicht nur ein lieber Kerl gewesen war, sondern auch ein armer Teufel, von Pech verfolgt, von Leiden geplagt, ein Sorgenkind – wie später Nils, Dein Enkel, der viele Jahre bei Dir lebte, eh' er zur Mutter in den Süden zog. Nur von Bernd sprachst Du zu dieser Stunde, und dass er wohl „friedlich entschlafen“ sei, nicht lange hilflos habe sich quälen müssen, eh' Du ihn fandest. Das war Dein Trost. Als unser Gespräch sich kurz noch kommenden Dingen zuwandte, da war mir,

als wolltest Du vom eignen Sonnenuntergang in diesem Moment kein Aufhebens machen. Es war Dein Wunsch, Dir an der Seite von Karl-Heinz, Deiner letzten großen Liebe, noch einiges zu gönnen und die Neige Deines Daseins bis zum letzten Tropfen auszukosten. Wir, die wir Dir nahestanden, haben uns Deines Aufblühens mit und durch ihn herzlich gefreut und gehofft, es möge lange dauern. Nun kann ich Dir, lieber Karl-Heinz, nur noch sagen: Wie schön, dass Ihr Euch so spät gefunden habt und Eure Zeit zu nutzen wusstet!

Es ist nicht leicht, einer Persönlichkeit wie Dir, Elfriede, in einem letzten Wort gerecht zu werden – einer Frau, die höchsten Anspruch mit Bescheidenheit verband, wie selten eine. Heut bedaure ich, dass ich Dich bei unserem letzten Gespräch nicht einfach fragte, woran wir da denken sollten, woran eher nicht. Ich glaube, Dich hätte so eine Frage nicht befremdet, kannte ich Dich doch als eine aufgeschlossene, lebenskluge Frau, mit der man selbst über Heikelstes unbefangen reden konnte. Jederzeit fand man ein offenes Ohr bei Dir und Rat und Hilfe, was immer einen bedrücken mochte. Und doch verschloss mir eine Scheu im passenden Moment den Mund. So bin ich nun auf das Charakterbild von Dir angewiesen, das sich mir im Verlaufe unserer 30jährigen FONTANE-Partnerschaft unverwischbar eingepägt hat.

Einige Züge Deines Wesens fand ich in Worten wieder, die ein Dir gut bekannter Autor und Gesinnungsfreund vor 15 Jahren Ruth Werner nachgerufen hat:

„Nichts wäre ihr fremder [gewesen] als eine Gloriole der Trauer [...].
Auch dumpfes Gedenken, Versinken in Schmerz und Betrübnis
[über unwiderruflich Dahingegangenes]
hätte sie nicht gewollt,
immer und bis zuletzt ging lebhaftere Anregung und Ermutigung
von ihr aus, intensive Teilnahme an allem, was um sie her
und weit in der Welt geschah.
Sorgen und Ängste, selbst in schier ausweglosen Situationen,
die sie zu bestehen hatte,
Befürchtungen und Zweifel auch angesichts der jüngsten Zeitereignisse
schlugen bei ihr nicht in Verzweiflung um [...]
[...] es würde sie freuen, könnte sie sehen,
wie viele in dieser Stunde des Abschieds noch einmal
zu ihr gekommen sind – ich denke, weil sie so war, wie sie war,
aus Achtung und Liebe für sie...“

So Eberhard Panitz. Wer Dich, Elfriede, gekannt hat, wird mir beistimmen, wenn ich sage: Was der im nahen Grünau lebende Schriftsteller da an der weltkundigen und weltbekannt gewordenen Kundschafterin, Widerstandskämpferin, Frau, Mutter und Autorin rühmte, es charakterisiert im Grund auch Dich.

*

Dein Leben verlief zunächst wie das der meisten, die Dich umgaben, eine Weile mit Dir zusammengingen und Freud und Leid mit Dir teilten: Aus geordneten Verhältnissen kamst Du, zweckbetonter Arbeit gabst Du Dich mit Fleiß hin, ein ausgeprägter Realitätssinn half Dir, Schicksalsschläge zu ertragen und aus den mehrmals dramatisch umstürzenden Verhältnissen des Jahrhunderts das Bestmögliche zu machen.

Einer Berliner Arbeiterfamilie bist Du entsprossen. Deine Eltern, die Schulzes, sozialdemokratisch gesonnen, waren im Berliner Südosten zu Hause, in Treptow und Kreuzberg. Dort, zwischen Bouché- und Elsen-, Teltower und Graetzstraße verlebtest Du Deine Kindheit, besuchtest eine Gemeinschaftsschule, an der Reformpädagogen zum Lernen ermunterten und warst bei den „Roten Jungfalken“ gut aufgehoben – bis Hitler in Deutschland die Macht an sich riss.

Vater Richard, mit Glück dem ersten Weltkrieg entronnen, fand als Rohrleger und Schleifer Arbeit, verdiente bisweilen nicht schlecht und kaufte vom Ersparten Ende der 20er Jahre eine Parzelle in der entstehenden Wildauer Waldsiedlung und erbaute darauf eine Laube. Später entstand das Holzhaus, das Euch Heimstatt wurde und blieb, von Dir erst unlängst aufgegeben, als die Bewirtschaftung von Haus und Garten Dir zu schwer geworden war. Hier draußen im Grünen hattest Du Wurzeln geschlagen. Sie halfen Dir, die schweren 30er und 40er Jahre heil zu überstehen, ja mehr noch: Eine „trotz der geschichtlichen Tragik glückliche Kindheit und Jugendzeit“, nanntest Du jene Phase in einem Rückblick, „überschattet eigentlich nur vom frühen Unfalltod des geliebten Vaters“.

Dein Weg ins Erwachsenendasein glich dem vieler Berliner Mädchen damals: Volks- und Handelschule, danach Dienstverpflichtung in der Kriegswirtschaft. Nach dem Kriege änderte sich das grundlegend. Die neue Zeit, die nun begann, brauchte regsame Frohnaturen mit klugem Köpfchen, wie Du eine warst und bot ihnen ungeahnte Entfaltungsmöglichkeiten.

Schon in der Schule hattest Du die sprachlichen Fächer besonders gemocht. Abendliche Vorlesestunden zu Hause hatten Deine Leselust beflügelt. Nun lockte Dich die Arbeit mit dem Wort, die wirksame Schilderung von Menschen, Dingen, Sachverhalten und bestimmte mit beneidenswerter Folgerichtigkeit Deinen beruflichen Weg. Dass Du Dich dabei immer wieder vor Aufgaben gestellt sahst, auf die Du nicht vorbereitet warst, in die Du Dich erst hineinfinden musstest – wem von uns Alten ging es damals nicht ebenso? Doch lernbegierig warst Du, und was noch fehlte, brachte Dir der Ehrgeiz bei, Dich zu bewähren. Während Deiner beruflichen Anfänge als Sekretärin in örtlichen Unternehmen schriebst Du nebenbei Leserbriefe für die „Tägliche Rundschau“, die Tageszeitung der sowjetischen Besatzungsmacht. Eine „Volkskorrespondentin“ nannte man das damals. Deine Texte, flott zu Papier gebracht, kamen an. Man bot Dir Pressearbeit für Vorstände der DSF an, der Gesellschaft für Deutsch-Sowjeti-

sche Freundschaft, der Du beigetreten warst. Dann ein Volontariat in der Kreisredaktion der „Märkischen Volksstimme“ in Königs Wusterhausen. Und Du ergriffst begeistert diese Gelegenheiten, wurdest Redakteurin, Reporterin. Bei der Zeitschrift „Landjugend“ und dann, nach einem Diplomfernstudium der Journalistik in Leipzig, bekamst Du bei der „Neuen Deutschen Bauernzeitung“ erste feste Anstellungen. Mit „Kulturarbeit auf dem Lande“ lässt sich der thematische Bereich umschreiben, den man Dir übertrug – und mit dem Dir schließlich der Sprung zur „Wochenpost“ gelang, dem mit Abstand beliebtesten Wochenblatt der DDR.

Der Wechsel zur „Wochenpost“ 1972, war für Dich ein Glücksfall sondergleichen. Denn die journalistische Gediegenheit dieser Zeitung, der freie Geist, der in ihrer Redaktion waltete, sie weiteten auch Deinen Horizont. In seinem Buch „Das war die ‚Wochenpost‘ ...“ erinnert sich Klaus Polkehn, wie Du ihm auf die Frage nach Deiner beeindruckendsten Erinnerung an Deine Zeit dort trocken nur entgegnetest: „Dass man mich ohne Papiere einstellte!“ Kurt Neheimer, damals Chef, tat den Hinweis, Deine Kaderakte liege noch nicht vor, mit einer Handbewegung ab: „Was brauche ich die? Ich kenn’ Dich doch! So sehr kannst Du Dich in zwanzig Jahren doch nicht geändert haben!“

Auch bei der „Wochenpost“ wurde das kulturelle Leben im Lande zu „Deiner“ Rubrik. Es führte Dich mit markanten Leuten aus Kunst und Literatur diesseits und jenseits der Grenzen zusammen – ein außerordentlicher Zugewinn!

*

Mit dem „qualitativen Sprung“ auf eine höhere Ebene journalistischen Schaffens gingen wesentliche Änderungen in Deiner familiären Sphäre einher. Deine zwei Ehen scheiterten an den Männern, denen Du vertraut, deren Seitensprünge Du aber nicht ewig dulden wolltest. Du trenntest Dich von ihnen. Bei der „Wochenpost“ lernst Du den indischen Autor Kedar Nath kennen, einen Brahmanensohn von seltener Güte und Weitherzigkeit. Er suchte eine Bleibe, zog bei Dir ein, und eine neue Partnerschaft nahm ihren Anfang, in der – bei aller Zuneigung und allem wechselseitigen Halten und Heben – jeder die Selbständigkeit und Integrität des anderen respektierte. Durch ihn erschloss sich Dir fernöstliche Kultur und Lebensweise, Du lernst indisch Kochen – und wie!

Als zu Anfang der 90er Jahre Italien Kedar mit dem Emilio-Salgari-Preis für internationale Literatur ehrte, würdigte den Hindu auch Papst Johannes Paul II. mit einer Audienz. Mit Dir an seiner Seite! Was mag Dich da erfüllt haben? Ihr bleibt Euch treu, bis Krankheit und Tod Dir Kedar vor der Zeit nahmen und Verwandte seine Asche nach altem Brauch dem Ganges übergaben. Hier an dieser Stelle, sprach damals Heinz Knobloch, Euer beider Freund, letzte Worte für den Verstorbenen: unsentimental, ganz auf des Freundes menschliche Würde

und den Dank gerichtet, den wir Deutschen ihm, dem eingewanderten Weltbürger schuldeten.

Die Forderung des Tages brachte Dich auch über diesen Verlust hinweg. Der Arbeit für die Zeitung warst Du ja verbunden geblieben, als Du nach der Wende und dem Ende der „Wochenpost“ als freie Journalistin zur Lokalredaktion der „Märkischen Allgemeinen“, wie sie nun hieß, zurückgekehrt warst. In Deinem Nachlass fand sich ein Ordner mit Kopien einer Folge von 34 Reportagen über Naturdenkmale im Kreis Königs Wusterhausen, die Du in den 90er Jahren für das Blatt schriebst und mit deren bescheidener Honorierung Du Deine Rente ein wenig aufbessern konntest. Auf großem Fuß zu leben lag Dir nie, und es fehlten Dir die Mittel dazu. Dagegen Kontakte zu suchen mit interessanten Zeitgenossen, am kulturellen Geschehen ringsum reflektierend teilzunehmen – das füllte Deine Tage aus. Dazu Deine Ehrenämter in der Gemeinde und im Ortsverband der Partei, der Du Dich angeschlossen hattest und bis zuletzt die Treue hieltst.

Treu zu den für richtig befundenen Entscheidungen zu stehen, sagte mir Deine langjährige Vertraute Brigitta Staamann, sei Dein prägnantester Charakterzug gewesen, in jeder Hinsicht und mit aller Konsequenz.

*

So fandest Du auch zum Zeuthener Fontane-Kreis. Eine zeitlang hattest Du Dich ja Hans Fallada verschrieben, und Carwitz wurde jahrelang zu Deinem Mekka. Doch 1984 stieß Du – zufällig – auf das hiesige Bemühen um Theodor Fontane, und die Großzügigkeit und Gründlichkeit, mit der das geschah, beeindruckte und veranlasste Dich, Tom Crepon und Werner Liersch mitsamt ihrem Tauziehen um Fallada den Rücken zu kehren und Dich den Zeuthener Fontanianern anzuschließen. „Man kann nun mal zween Herrn nicht dienen“, schriebst Du kurz und bündig in dem von Dir 2011 herausgegebenen Buch „Fontane in Zeuthen“. Ich würde gern noch mehr daraus zitieren, beschränke mich jetzt aber auf das Resümee: Du gehörtest zu denen, die von Beginn an dabei waren, dabei blieben und maßgeblich dazu beitrugen, den 1985 von Dir mitbegründeten Fontane-Kreis mit Leben zu erfüllen.

Als eine seiner stellvertretenden Leiterinnen nahmst Du Dich – wie hätte es anders sein können – hauptsächlich der Pressearbeit an, offeriertest unsere Angebote und berichtetest über sie. Besonders aber verdankten wir Dir Verbindungen zu zeitgenössischen Kulturschaffenden, die Du kanntest und einludst, deren Lesungen Du moderiertest oder derer Du gedachtest, wenn sie aus dieser Zeitlichkeit geschieden waren.

Unvergessen ist, wie Du uns im Januar 1994 Kedar Nath und sein Buch „Rückkehr nach Indien“ vorstelltest, im Jahr darauf Deinen Reisebericht „Ein Viertel-

jahr durch Indien“ gabst und Amrit Mehta, einen indischen Epiker und Mitglied der Fontane-Gesellschaft im Fontane-Kreis einführtest. Er las, in Deutsch, aus einer seiner Erzählungen, sie sich mit „Effi Briest“ entfernt vergleichen ließ.

Mehrmals hatten wir Deinen Kollegen Heinz Knobloch, den geschätzten Feuilletonisten der „Wochenpost“ und Fontaneverehrer, zu Gast. Als er gestorben war, hast Du ihm zusammen mit Klaus Rebelsky, Harry Timmermann und dessen Klezmer-Musikanten ein wunderschönes Finale bereitet.

Auch einiger Auftritte von Elfriede Brüning, Gotthard Erler, Gisela Heller, Helga Königsdorf, Ruth Kraft, Manfred Nöbel, Walter Nowojski, Rosemarie Schuder, Helga Schütz entsinne ich mich, die Du mit Deinen Gedanken bereichertest.

Oft tauschten auch wir beide Leseerlebnisse und unser Nachdenken über Kunst und Künstler, Dichtungen und Dichter aus. Einmal sprachen wir über Hermann Hesse. Ich hatte antiquarisch sein von ihm selbst aquarelliertes Büchlein „Wanderung“ erstanden, gleichnishaft wie vieles, was er schrieb und zeichnete. Auch einige seiner Gedichte berührten wir, und ich empfahl Dir, seine Altersverse „Stufen“ einmal laut zu lesen und eigene Erfahrungen daran zu messen – oder umgekehrt: das Gedicht an diesen Erfahrungen. – Wir sind darauf nicht mehr zurückgekommen. Erst dieser Tage wieder ging mir durch den Kopf, wie diese Verse doch gerade auch an Deine Art gelebt zu haben denken lassen:

„Wie jede Blüte welkt und jede Jugend
Dem Alter weicht, blüht jede Lebensstufe,
Blüht jede Weisheit auch und jede Tugend
Zu ihrer Zeit und darf nicht ewig dauern.
Es muss das Herz bei jedem Lebensrufe
Bereit zum Abschied sein und Neubeginne,
Um sich in Tapferkeit und ohne Trauern
In andre, neue Bindungen zu geben,
[Denn] jedem Anfang wohnt ein Zauber inne,
Der uns beschützt und der uns hilft zu leben.

Wir sollen heiter Raum um Raum durchschreiten,
An keinem wie an einer Heimat hängen,
Der Weltgeist will nicht fesseln uns und engen,
Er will uns Stuf’ um Stufe heben, weiten.

Kaum sind wir heimisch einem Lebenskreise
Und traulich eingewohnt, so droht Erschlaffen,
Nur wer bereit zu Aufbruch ist und Reise,
Mag lähmender Gewöhnung sich entrafen.

Es wird vielleicht auch noch die Todesstunde
Uns neuen Räumen jung entgegenschicken,
Des Lebens Ruf an uns wird niemals enden...
Wohlan denn, Herz, nimm Abschied
und gesunde!“

Ich weiß nicht, ob Du Zeit und Muße fandest, solche Gedanken zu verinnerlichen. Doch gelebt hast Du, was sie verkünden, und es ist Dir wohl gelungen.

Ruhe nun aus in den Gedanken derer, die Dich kannten, liebten, mochten, denen Du wichtig warst! Wer das Glück hatte, Dich zu treffen, ein Zeitchen mit Dir Seit' an Seit' zu schreiten, der wird Dich nicht vergessen. Uns bleibt nur übrig, Dir zu danken – und die Mühe, es Dir gleichzutun.

Am Grabe:

Ein Epigramm des alten Fontane stehe am Schluss:

„Leben; wohl dem, dem es spendet
Freude, Kinder, täglich Brot.
Doch das Beste, was es sendet,
Ist das Wissen, dass es endet,
Ist der Ausgang, ist der Tod.“